Und die Damen an der Tafel fassen ihn nun ins Auge. Doch kein Spott mischt sich in ihr Lächeln. Steht er auch vor ihnen wie ein gerupfter Spatz, sein wohlgeformter, schlanker Bau bleibt königlich, und Leben sprüht sein Auge und hoch ragt die Stirn, und frisch sind seine Farben und jung und jung . . .

Prinzeß Amalie blickt zu ihm hin, und sie bleibt ernst. Nur einmal zucken zwei Linien von der schmalen Nasenwurzel zu der Stirn hinauf, und ein leichtes Rot flattert zu den feinen Haaren an der Schläfe. Ihr Blick ist dem Auge des Kornets begegnet.

Der lustige Zwischenfall verebbt, die Tafel wird aufgehoben. Die königlichen Gäste verstreuen sich ein wenig.

Der junge Trenck darf sich nun aus dem Staube machen, der König hat es ihm erlaubt. Aber er ist bedrückt, da er so vor der Prinzessin stehen mußte.

Plötzlich fühlt er sich leicht am Arm berührt, und wie ein Schlag durchzuckt es ihn, als zwei warme Lippen ganz nahe an seinem Ohr flüstern:

„Kommen Sie morgen zu mir, ich will Ihnen den Verlust ersetzen!"

Flüchtig, unbemerkt, kaum daß er die Erscheinung faßt, ist sie schon fort. Und er stürmt hinaus in die kalte Winternacht, und in ihm jubelt und klingt es, daß er es hinausschreien möchte in die ganze Welt, sein Glück, das wie ein Wunder ihm geschenkt, ein Glück, das ihm zu hoch erschien, als daß er es sich zu wünschen wagte. Und nun soll's Wahrheit werden: ein Königskind will einem bettelarmen Leutnant sich nahen.

Wer faßt das Glück?

* * *

Glück?

Der junge Trenck trägt weißes Haar; er ist lange nicht mehr der junge, der einst im Ueberschwang der glücklichste im Vaterlande wurde. Noch geht er stolz und ritterlich, ihm liegt's im Blut, doch sechzig Lebensjahre, die ihn durcheinanderrüttelten, in denen er des großen Königs Zorn zehn bittere, eisenharte Jahre in Magdeburgs verruchtem Kerker sühnen mußte, sie sind nicht spurlos an ihm abgeglitten.

Nun ist der große König tot, sein königlicher Neffe gab dem Trenck die Heimat wieder, aus der er nach jener Kerkernacht verstoßen war.

Was war das nächste für den Trenck? Berlin. Dort, wo er die Heißgeliebte seiner Jugend finden würde. Sie wiedersehen: das war's, was ihn durchzitterte. Ihm war sie nicht die, Jugendgeliebte nur, die er wiederfinden wollte, sie war ihm mehr, war ihm Helferin, Beschützerin geworden, sie hatte ihn durch ihre heißen Bitten von ihrem königlichen Bruder aus Kerkerfesseln losgebettelt, sie hatte schirmend ihre Hand in aller Not über ihm gehalten.

So ging er nun die Straßen hinunter, an Häusern vorbei. Ueberall erwachte die Erinnerung. Dort, vor dem Dom, ja, richtig, da war's ja gewesen, daß an einem Sonntag der König ganz nahe zu ihm getreten und ihm zugeraunt:

„Herr! Das Donner und das Wetter wird ihm aufs Herz fahren — nehm er sich in acht!"

Der König hatte von ihrer Liebe Wind bekommen. Und heute will's ihn dünken, der König hatte recht, ihn ernstlich zu vermahnen. Und recht auch hatte er, ihn, der von der Prinzessin nun einmal nicht lassen wollte, rücksichtslos, germatmend in seine Faust zu zwingen. Da bäumte er wohl auf, denn hart traf ihn des Königs Zorn. Doch, jetzt sah er's ruhiger, der König konnte ja nicht anders, denn Staatsraison und Liebe, ach, die decken sich nicht immer.

Und er, er hätte sein heißgeliebtes Königskind verleugnen sollen? Er schüttelte sein weißes Haupt, er sah es heut' so klar, wie ehedem: wo solche Liebe heiß wird, übermächtig, wo stets das Blut allein als letzte Forderung gilt, da wird es das alte Lied von den zwei Königskindern . . .

Sei's drum! Was wiegt denn eine Last von sechzigpfündigen Eisenketten, wenn sie um der Liebe willen zu einem Königskind getragen werden!

Der Trenck steht vor dem Schloß. Dort oben, hinter jenem Fenster, wird sie ihn wie einst erwarten?

Wie einst. Ein Lächeln stiehlt sich auf seine Lippen. Er hat von ihr gehört, er weiß, daß sie verhärmt, verbittert, sich von der Welt gelehrt. Er weiß, sie wird nicht schön mehr sein, wie einst.

Und dann steht er vor ihr. Im Lehnstuhl sitzt ein altes Fräulein. Die Hände zittern, Tränen rinnen aus den großen Augen, die einmal jugendhell und schön. Spärlich liegt das Haar im Scheitel, und ungezählte Fältchen furchen das Gesicht.

Er liest und sucht in den verhärmten Zügen nach der Schönheit ihrer Jugend, und in Schuld erwachend, krampft sich ihm das Herz zusammen. War ich das?

Aufschluchzend stürzt er ihr zu Füßen.

* * *

Die Sonne liegt schon hoch und schräge auf dem First der Dächer, da geht der Trenck gebeugten Hauptes aus dem Schloß. Er will zu seiner Wohnung, und wie er dort ist, findet er die Ruhe nicht.

„Muß so das Ende jeder heißen Liebe werden?" quält er sich. „So bitter, so unsäglich bitter? Was war's denn heute, dieses Wiedersehen? Zwei zertretene Menschen schluchzten auf ihren Lebenstrümmern. Was bleibt nun noch?"

Was ihnen blieb, das säumte nicht mehr lange. Die Prinzessin starb kurz danach. Und der Trenck ging nach Paris. Ihm gab nichts mehr die Heimat. Dort triefte vom Blut das Schwert der Revolution. Es hat auch ihn getroffen.

Lustige Ecke.

* Entdeckung. A.: „Warum sind Sie denn den ganzen Abend so melancholisch?" — B.: „Ach, ich habe den Ehering in der Westentasche!" — A.: „Na, und?" — B.: „Aber in der Weste, die ich zu Hause meiner Frau zum Bügeln gegeben habe!"

*

* Im alten Gleise. Freundin: „Also, nachdem Du zwei Jahre verheiratet warst, hast Du Dich scheiden lassen und bist wieder in Deine alte Stellung eingetreten, — was macht denn Dein Mann?" — Köchin: „O, jetzt kommt er, als ob nichts passiert wäre, wieder jeden Abend zu mir in die Küche!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 14:
„Osterglocken".

Wieder haben wir so viele richtige Lösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen. Wir verteilen aber diesmal noch als weitere Prämie ein Exemplar des Romans „Halloria" von Dr. A. Funke.

Die Prämie: „Buch der Lieder" von Heinrich Heine,
eleg. geb.
entfiel auf **K. Fischer,** hier.

die Prämie: „Halloria", Roman von Dr. A. Funke
auf Frau **Lotti Franke,** Torgau.

Rätsel.

Sey in das Erste o statt a,
Dann beim Diner ist's immer da.
Das Zweite stammt aus dem Latein,
Macht unquittiert uns manche Pein.
Als Ganzes dann, im schlichten deutschen Kleid
Erkennst du mich sofort als Handarbeit.

Prämie: „Wer tats?", Roman v. Konrad Telmann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag** früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M, der Mittelhandspieler, behält Wendespiel auf folgende Karte: b, c, dB, a10, 8; b10, D; eA, D; dA.

Deutsch.

Französisch.

Picque-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Zehn, Treff-Acht. Picque-Zehn, Picque-Dame, Coeur-Aß, Coeur-Dame, Carr.-Aß.

Er wendet aA und findet noch aB. Trotz des sehr günstigen Skats verliert er das Spiel. V. hatte bA. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 12.

Selbstverständlich wäre das Spiel unverlierbar, wenn der Spieler alle 8 Matadore in der Hand hätte. Er brauchte dann nur 2 Stiche auf die Nebenkarte abzugeben. Da er aber ein Aß hat, könnte der eine Stich nur höchstens 21 bringen, nämlich wenn V. die 10 dazu vorgesetzt und sein Aß mit einem leeren Trumpf (na a9, 8, 7 sind bei den Gegnern!) gestochen würde. Demnach müssen 2 Trümpfe im Skat liegen. Daraus ergibt sich folgende

Kartenverteilung:

V. aB, 7; b10, K, 9, 7; c10, D; dA, K.
M. c, dB, aA, 10, K, D; bA, D, 8; eK.
H. aS; eA, 9, 8, 7; d10, D, 9, 8, 7.
Skat: a, bB.

Spiel:

1. V. bK, bA, a8 (— 15). — 2. H. eA, c10, eK (— 29).
3. H. d9, dA . . . . . Sticht der Spieler, muß er selbst mit b kommen und die Gegner erhalten: M. bB, d10, b10 (— 20), haben also 60. Wirft der Spieler ab, erhalten sie noch mehr, da V. dann noch den nächsten Stich auf seine b10 macht, worauf H. d10 wimmelt.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Kutschbach. — Verantwortl. Redakteur: J. V.: Albert Herling, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 15 — Halle a. S., den 14. April — 1912

Ein Danaergeschenk.

Skizze von **Hans Braun.**

Richard Kochem, der Chef des Hauses Kochem u. Co., Bank- und Sanierungsgeschäft, berührte einen der vielen Klingelknöpfe auf seinem Schreibtische.

„Sagen Sie Herrn Reimers, daß ich ihn zu sprechen wünsche."

Der Bureaudiener verschwand, und der graue Kopf des Fünfundsechzigjährigen beugte sich wieder über die endlosen Zahlenreihen. Dabei strafften sich die Falten in dem vergilbten Gesicht und die grauen, scharfen Augen weiteten sich vor Erregung.

Reimers trat ein, schloß die breit gepolsterten Doppeltüren und wartete auf die Mitteilung, die sein Chef für ihn bereit hatte.

„Kommen Sie her, Reimers, setzen Sie sich, ich habe eine wichtige Sache für Sie!"

Reimers gehorchte schweigend.

Kochem lehnte sich breit auf seinen Schreibtisch und begann, ohne Reimers auch nur einen Blick zu schenken, ganz in die Angelegenheit vertieft: „Sie wissen, daß Todtmann, der Mühlenbesitzer in Bernsdorf, unsere Hilfe braucht."

Reimers bejahte, und Kochem wollte in seiner Erklärung fortfahren, als die Telephonklingel dazwischen läutete.

„Hier Kochem u. Co., wer ist dort? Hallo, wer ist dort?"

Die Antwort blieb aus, nur ein Surren und Sausen war hörbar. Wütend, unnötigerweise gestört worden zu sein, legte Kochem den Hörer zurück, doch sofort setzte die Klingel wieder ein, und das Läuten endete nicht früher, als bis Kochem den Hörer abgehängt hatte.

„Gott sei Dank, jetzt haben wir Ruhe! — Also der Fall Todtmann ist Ihnen bis in alle Einzelheiten bekannt? Schön! Nun braucht Todtmann bis morgen mittag fünfzigtausend Mark. Geben wir sie ihm nicht, ist er pleite. Hier habe ich einen Auszug aus seinen Büchern . . . Wenn die Angaben stimmen, kann er das Geld haben, daß heißt, wenn sie stimmen . . .!"

Kochem zog die Brauen hoch und warf einen seiner durchdringenden Blicke auf Reimers, um zu erkunden, was er davon halte. Reimers war schon zwanzig Jahre bei der Firma und wußte, daß man immer zweifeln muß, wenn Leute wie Todtmann Angaben machen.

„Na ja", sagte Kochem, von dem Resultat befriedigt, „das muß man eben herausbekommen, und eigentlich müßte ich nun hinfahren und die Angaben nachprüfen, wie es immer gewesen ist, aber ich kann nicht hinfahren, wegen meines verdammten Fußleidens. Getrauen Sie sich, die Nachprüfung vorzunehmen? Sagen Sie nicht gleich ja! Es ist ein Posten Verantwortung, den Sie da auf sich nehmen!"

Nicht um alles in der Welt hätte Reimers jetzt nein gesagt. Er hungerte ja längst auf den Augenblick, wo er seine große Tüchtigkeit beweisen konnte.

Kochem hörte schweigend zu, was ihm Reimers alles gelobte. Nach einer Weile sagte er: „Ja weiß, Reimers, Sie sind ein tüchtiger Mensch, und wenn ich das nicht wüßte, hätte ich nicht gleich an Sie gedacht. Es ist gut, Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen, Sie sollen das Geschäft abschließen, ich werde Ihnen Vollmacht geben."

Reimers stand auf, überglücklich, so viel Vertrauen zu besitzen.

„Und wann soll ich fahren?"

„Heute abend natürlich, mit dem Schnellzuge 10.03 vom Bahnhof Friedrichstraße. In einer Stunde holen Sie sich die Vollmacht und das Geld! Sagen Sie mal, Reimers, ist Ihnen nicht ein bißchen bange, so mit fünfzigtausend Mark in der Tasche? Sie müssen ja das Geld gleich bei sich haben."

„Bange?" Reimers lächelte. „Erstens werde ich meinen Revolver einstecken und dann, wer ahnt denn, daß ich so viel Geld bei mir habe?"

„Na ja, na ja, aber . . . Wollen Sie nicht vorsichtshalber doch jemand mitnehmen?"

„Sie brauchen nichts zu befürchten. Herr Kochem, die Fünfzigtausend sind in meiner Brusttasche so sicher, wie in Ihrem Geldschranke."

Davon war Herr Kochem allerdings nicht so überzeugt, doch schließlich erklärte er sich einverstanden, daß Reimers die Reise allein mache. — — —

Reimers stand in der weiten Bahnhofshalle und wartete auf den Zug, der ihn in der Richtung nach Ostrowo entführen sollte. Er war sich des großen Augenblickes vollkommen bewußt, zum ersten Male ganz allein eine Aktion der Firma Kochem u. Co. zur Erledigung bringen zu dürfen. Wie schön würde das nun erst werden, wenn er Mitinhaber der Firma, wenn er Kochems einzige Tochter Klara seine Frau nannte. Es hing wirklich sehr viel von dieser Reise ab, die, wenn sie so verlief, wie sie für Kochem u. Co. verlaufen mußte, auch für ihn ein großer Erfolg war.

Wie Reimers so seinen Glücksgedanken nachhing, bemerkte er, wie ihn ein in kurzer Entfernung stehender Herr musterte, dessen glattrasiertes Gesicht mit freundlichen, fast liebenswürdig blickenden Augen fragend zu ihm herüberschaute. Wer war dieser Mensch und was wollte er mit diesem Blick sagen?

Während Reimers noch überlegte, kam der Fremde auf ihn zu, grüßte sehr höflich und fragte mit einer leichten Verbeugung: „Habe ich die Ehre, Herrn Reimers von der Firma Kochem u. Co. vor mir zu sehen?"

Mißtrauisch fragte Reimers zurück: „Und wenn dem so wäre?"

Der Fremde lächelte ganz wenig.

„Mein Name ist Steffenson, ich bin Privatdetektiv und beauftragt, Ihnen diesen Brief zu überreichen."

Steffenson holte einen versiegelten Brief hervor, übergab ihn Reimers und trat dann einige Schritte zurück, damit die Diskretion gewahrt werde. Reimers riß den Umschlag ab, ungewiß und voll bangen Gefühls. Was mochte ihm sein Chef wohl auf diesem Wege mitzuteilen haben?

„Ich habe mir die Sache nochmals durch den Kopf gehen lassen und finde, daß es doch etwas sehr gewagt ist, wenn Sie allein mit fünfzigtausend Mark in der Tasche in die Nacht hinaus fahren. Es soll kein Mißtrauen sein, durchaus nicht, nur Vorsicht, wenn ich Ihnen den Ueberbringer dieser Zeilen als Reisegefährten schicke. Steffenson ist mir außerordentlich warm empfohlen worden; trotzdem ist es aber nicht notwendig, daß Sie ihn in das Geschäft einweihen. Vor allen Dingen passen Sie recht gut auf, daß uns Todtmann nicht übers Ohr haut."

Nachdenklich faltete Reimers den Brief zusammen. Das war etwas Wermut in den Freudenbecher. Sah das nicht so aus, als ob man ihm mißtraue? Kochem war doch ein schrecklich ängstlicher Mensch!

Zu längeren Betrachtungen blieb ihm jedoch keine Zeit, denn kaum daß er den Brief eingesteckt hatte, da brauste auch schon der Zug in die Halle.

Zuvorkommend eilte Steffenson herbei, öffnete ein leeres Abteil zweiter Klasse und stieg mit Reimers zusammen ein.

Da ihm sein Chef nun doch einmal einen Streich gespielt und ihm gegen seinen Willen einen Aufpasser mitgeschickt, mußte er sich in das Unvermeidliche fügen. Mit Steffenson zu grollen, wäre dumm gewesen, der konnte doch gewiß nichts dafür. Es war schon das beste, wenn er sich mit ihm auf guten Fuß stellte, denn die Fahrt war lang.

„Ich war nicht gerade höflich zu Ihnen, Herr Steffenson, ich hoffe, Sie werden das mit meiner Lage entschuldigen."

„O, bitte, selbstverständlich! Ich war übrigens auf einen solchen Empfang gefaßt. Ich glaubte sogar, Sie würden mich noch weniger freundlich aufnehmen."

Reimers kam etwas aus seiner Ecke heraus, in die er sich verkrochen hatte, und sah Steffenson ziemlich verdutzt an.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120414022/fragment/page=0001

„Was sagen Sie? Sie haben gewußt, daß ich Sie unfreundlich empfangen würde?“

Steffenson lächelte verschmitzt.

„Mußte es Sie nicht unangenehm berühren, mich zum Mitreisenden erhalten, nachdem Sie Ihrem Chef bereits erklärt hatten, daß Sie die volle Bürgschaft für die fünfzigtausend Mark übernehmen? Noch dazu, wo Sie schon so viele Jahre bei der Firma sind und sich als treuer Mitarbeiter erwiesen haben?“

„Erlauben Sie mal, das ist ja ganz schmeichelhaft, was Sie da sagen, aber woher wissen Sie denn das alles?“

„Von Herrn Kochem selbst! Deshalb ist ihm ja auch die Mitreise im Grunde genommen unangenehm. Er hält also große Stücke auf Sie, er sagte mir, daß es ihm bei jedem anderen gleichgültig sein würde, was er von meiner Mitfahrt halte, nur bei Ihnen nicht! Ja, ich muß sagen, es war ihm direkt peinlich und im Innersten zuwider. Aber die leidige Angst hieß ihn mir doch den Auftrag geben. Nur schärfte er mir noch ein, Ihnen zu sagen, daß er absolut kein Mißtrauen hege. Ich würde mich freuen, wenn es mir gelungen wäre, Sie zu überzeugen.“

Wenn die Sache so stand, dann war es ja geradezu unsinnig, an Kochems Vertrauen zu zweifeln.

„Na, sagen Sie mal, finden Sie eine derartige Vorsicht von Kochem nicht etwas übertrieben?“

„Ich kann Ihnen darauf leider nicht mit ja antworten, ich habe aus meinem Berufe so viel Gegenbeweise. Ich habe Fälle von Diebstählen in der Eisenbahn erlebt, die unglaublich klingen und sich doch auf die einfachste Weise zugetragen haben. Beispielsweise der Fall des Grafen Homst.“

Steffenson brach plötzlich ab, faßte nach seiner Brusttasche und fragte, während er Reimers aufmerksam ansah: „Sind Sie vielleicht Raucher?“

„Sogar leidenschaftlicher Raucher.“

„Darf ich mir wohl gestatten, Ihnen eine Zigarre anzubieten? Ich habe nämlich vom Grafen Homst aus Dankbarkeit eine Sendung Zigarren bekommen, die etwas ganz außergewöhnlich Gutes darstellen. Von demselben Grafen, dessen Fall ich Ihnen eben erzählen will.“

„Wenn Sie mir gestatten, mich zu revanchieren, sehr gern!“

Reimers würdigte die Zigarre entsprechend und wollte sie gerade auf ihren Geruch hin prüfen, als ihm Steffensons schon das brennende Streichholz reichte.

„Mh, mh,“ machte Reimers nach den ersten Zügen, „mir will scheinen, als ob sie etwas süßlich schmecke.“

Steffenson lachte.

„Merkwürdig, jeder, der diese Zigarre zum ersten Male raucht, findet das . . . Doch das ist nur bei den ersten Zügen.“

„Und nun die Geschichte von Abenteuer des Grafen Homst.“

„Ganz recht, ich wollte Ihnen ja das Abenteuer erzählen, das dem Grafen Homst auf seiner Reise von Hamburg nach München passiert ist.“

Reimers schmiegte sich recht wohlig in seine Ecke und blies in größter Behaglichkeit den blauen Rauch zu der flackernden Lampe empor. Wohlwollend horchte er auf die Erzählung des Detektivs, dessen Worte merkwürdigerweise, je weiter er die Zigarre aufrauchte, an Deutlichkeit verloren, so daß sie schließlich nur noch wie ein Gemurmel klangen. Eine seltsame bleierne Schwere kroch durch seine Glieder, ein ihm so ganz fremdes, wohltuendes Gefühl überkam ihn, ein sanft drückendes Schlafgefühl, das ihn einlulte, das er vergebens von sich abzustreifen suchte und das er erst zu spät als nicht natürlichen Ursprungs erkannte. Die Müdigkeit legte sich auf seine Lider, drückte sie behutsam zu und ließ ihn einschlummern.

Plötzlich gab es einen Ruck, so daß Reimers zusammenfuhr. Mühsam öffnete er die Augen und war nicht schlecht erstaunt, zu bemerken, daß die Lampe schon verlöscht und der graudämmernde Morgen zum Fenster hereinlugte.

Mit einem Male war er munter. Er starrte auf den Platz seines Gegenübers, der leer war. Ungestüm faßte er nach seiner Brieftasche.

„Gott sei Dank, sie ist noch da!“ Ein Seufzer der Erleichterung kam in ihm hoch. Doch was war denn das, die Tasche fühlte sich ja gar nicht mehr so wohlgefüllt an? Hastig riß er sie heraus — sie war leer! Nein, nicht ganz, ein kleiner Zettel befand sich darin, auf dem die Worte gekritzelt waren:

„Machen Sie bitte Herrn Kochem darauf aufmerksam, daß es unvorteilhaft ist, bei der Besprechung eines so wichtigen Geschäfts den Hörer vom Telephon zu nehmen . Steffenson.“

Die Hosenjagd.

Militär-Humoreske von **Ernst von Hammer.**

Vor seinem Kompagniechef stand mit finsterer Miene der Kammerunteroffizier der 1. Kompagnie und hörte einer Strafpredigt zu, die von den Pflichten des Funktionsunteroffiziers handelte. Mit der Pauke an sich hätte der würdige Bizefeldwebel Aselmeyer sich wohl bald abgefunden und einige Kantinenschoppen hätten ihm das Bewußtsein der eigenen Bedeutung für den Staat im allgemeinen und die 1. Kompagnie im besonderen wiedergegeben. Aber der Strafpredigt war wie das Amen in der Kirche die Ablösungsverfügung von dem Kammerunteroffiziersposten gefolgt, und das war nicht so leicht zu überwinden. Adieu, du schöne Morgenruhe, während die Kompagnie in Wind und Wetter hinauszog! Adieu, mollige Frühstückspause hinterm Kantinenofen, während draußen Rekrutenball stattfand! Adieu, sorgloser Manöverbummel, indessen die Schützenlinie des Bataillons gegen markierte und andere Feinde atemlose Sprünge von einem Breitengrad zum anderen machte! Und Adieu, du monatliche Zulage von baren zwei Talern für — besondere Mühewaltung!

„Verstanden?“ beendete der Hauptmann seine Strafpredigt.

„Zu Befehl!“ antwortete Aselmeyer, der doch noch so viel auf dem Herzen hatte, und war entlassen.

Als der brave Vize wieder einigermaßen zu sich gekommen war, entdeckte er auf dem Kasernenhofe den Musketier Paschollek, der mit einem besonders schafsdämlichen Gesicht an ihm vorbeischlich.

„Ich fass' mir tatschlagen, hinrichten, köpfen — — der Kerl hat doch die Hosen geklaut! Und ich krieg's doch noch raus! Und dann komm ich doch wieder auf meine Kammer zurück!“

Aselmeyers Zorn auf den kleinen schlitzäugigen Paschollek war zu verstehen. Vierzehn Tage lang hatte der in Untersuchungshaft gesessen, weil er in Verdacht geraten war, einen Hosendiebstahl auf der Kammer der 1. Kompagnie ausgeführt zu haben. Vierzehn Tage hatte sich die Militärjustiz alle erdenkliche Mühe gegeben, den dämlichen Stanislaus zu überführen. Aber alle Juristerei prallte ab an des Polen: „Ich nix hab fyodnie (Hosen) gestollen, panie majorze!“

So mußte er aus der Haft entlassen werden, denn es fehlten Beweise für den Verdacht, den der brave Aselmeyer ihm angehängt hatte. Erstens, so hatte Aselmeyer ausgesagt, hatte er den Polen am Tage des Diebstahls auf der Bekleidungskammer beschäftigt. Dann hatte Paschollek abends beim Abfragen gefehlt. Und am anderen Morgen wären aus dem Stapel der 3. Garnitur zehn Hosen verschwunden gewesen.

„Also hat er sie die Hosen gestohlen!“ legte sich Aselmeyer mit seinem gesunden Menschenverstand den Zusammenhang zurecht. Und nun lief dieser Hosendieb frei umher, während er das Schlüsselbund, das Zeichen seiner Kammerherrnwürde, in andere Hände legen mußte! — Aselmeyer hatte eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen trat der Vize mit der Bitte um das Amt eines Korporalschaftsführers an seinen Hauptmann heran. „Welche Korporalschaft möchten Sie denn übernehmen, Aselmeyer?“ fragte der Chef gütig. „Die sechste, Herr Hauptmann!“ „Weshalb denn die gerade?“ „Weil ich dann die sechs Polen in meine Gewalt habe.“ „Aselmeyer, was wollen Sie mit dem Paschollek?“ forschte vorsichtig der Hauptmann. „Ich will ihn beobachten, Herr Hauptmann! Denn gestohlen hat er nun doch. Und ich hab mich vorgenommen, der Dieb soll entlarvt werden!“

„Unsinn!“ wies der Hauptmann ab. „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ beharrte Aselmeyer. „Aber es tut sich um meine Soldatenehre handeln, Herr Hauptmann. Elf Jahre hab ich treu gedient und kann mir jetzt nicht mehr in die Oeffentlichkeit sehen lassen, weil mich die Hosen gestohlen sind. Und so bitt ich denn den Herrn Hauptmann, daß ich den Polen in meine Korporalschaft kriege.“

Als der Hauptmann noch überlegte, fuhr Aselmeyer mit bewegter Stimme fort: „Er wird von mich wie'n Sohn gehalten werden. Anrühren tu ich ihn nicht. Aber meine Augen, die werden ihn Tag und Nacht geleiten!“

Der Kompagniechef riskierte die Zusage und selbigen Tages zog der Vize als Korporalschaftsführer auf Stube 20.

Einen so häuslichen Stubenvater hatte die Sechste aber noch nie gehabt. Hinter den Schränken in seinem Verschlag saß er Abend für Abend und hatte ein Buch vor der Nase. Das war ein Unterrichtsbuch, „Schnell-Polnisch“ genannt. Aselmeyer paukte fleißig, aber die schwierige Aussprache der polnischen Worte bereitet ihm manche Mühe, bis er auf eine gute Idee kam.

„Mein Freund Stanislaus Paschollek!“ rief er eines abends in den putzenden Haufen hinein, „ich habe mir entschlossen, die edle polnische Sprache zu erlernen. Dazu gehört, daß ich ihr auch gelegentlich spreche. Daher gebe ich Dich die Erlaubnis, in Deine Muttersprache zu antworten, wenn ich Dich was frage. Verstanden, mein Sohn?“

„Tak, panie Feldwebel!“ grinste Paschollek und faßte wieder Zutrauen zu dem milde blickenden Gebieter.

„Ja“, fuhr Aselmeyer freundlich fort, „in Deine schöne Sprache kannst Du mich alles anvertrauen, Paschollek. Du kannst mich erzählen von Deine traute Heimat Torunia (Thorn), von Deine Katarzyna, was wir Katharina nennen tun, von die feine polnische Kisli und auch von dem echten Wodki darfst Du mich reden.“

Der kleine schlitzäugige Paschollek machte reichlich Gebrauch von diesem Anerbieten, und Aselmeyer sprach polnisch wie ein Weichselschiffer, aß Kisli und nippte Wodki, aber immer gegen Bezahlung, was den Paschollek, wenn er seine Futterkiste von Hause bekam, höchlichst in Erstaunen setzte. So war Aselmeyer ein gerechter und milder Vorgesetzter, und Stanislaus fühlte sich in der „polnischen Wirtschaft“, wie in der Kompagnie die 6. Korporalschaft benannt wurde, äußerst wohl und zufrieden. Aber bei allem Wohlwollen hatte der brave Aselmeyer Augen und Ohren überall und bemerkte bald, daß seine „Rollen“ regelmäßig kurz vor Zapfenstreich sich zu einem kleinen Nationalfest vor dem Kasernenportal zu versammeln pflegten. Als er wie von ungefähr vorbei ging, fing er so manches Wörtchen auf, das ihm zu denken gab. Man sprach von

einer Chata (Arbeiterwohnung), von dem **Kohane** bziewcze (geliebten Mädchen) und von Spodnie (Hosen) **und Paschollek prahlte** laut: „Kein Vergnügenn onne Damenn!“

„Sieh mal einer an!“ schmunzelte Aselmeyer und verschaffte seinem Stanislaus öfter eine Urlaubskarte. Von dieser Zeit an war der Vize nicht mehr so häuslich. Kurz ehe Paschollek die Kaserne abends verließ, wartete er schon geduldig im Dunkel der Bäume, die den Hof umgaben, und bildete dann den Schatten des lauen Maiabend aber hatte er Glück. Da saßen die Mädel draußen auf der Bank an der Tür und mitten unter ihnen, wie der Hahn im Korbe, Freund Paschollek. War das ein Geschnatter. Der brave Vize hinter der Hecke hatte alle Mühe, zuzuhören. Er verstand zwar nicht alles, aber was er vernahm, war ihm Labsal.

„Wenns nur bald recht naßkalt werden wollte!“ knurrte er in den Bart, als er lautlos davonschlich.

Am nächsten Sonnabend regnete es, und es herrschte eine grimmige Kälte, wie oft zur Zeit der Schafschur. Als das Bataillon zur Felddienstübung am nahen Rübenberge ausrückte, hüpfte Aselmeyers Herz vor freudiger Erwartung. In seiner Gruppe marschierte Stanislaus Paschollek aus Torunia und ahnte nicht, wie nahe ihm das Verhängnis am Nacken saß.

Der Rübenberg hatte eine mit Heide und Unterholz und eine mit Zuckerrüben bestandene Hälfte. In der Heide begann die Uebung, und wie es immer geschah, mußte eine starke Seitenpatrouille gegen das unganghare Rübengelände hin sichern. Aselmeyer kannte diese Lokaltaktik, die schon unter drei Bataillonskommandeuren üblich gewesen war, und sprang auf einen Wink seines Hauptmanns latendurstig mit seiner Gruppe vor und besetzte die historische Kiesgrube. Auf dem Marsch dahin machte Paschollek allerlei Mätzchen. Bald meldete er: „Is sich feindliche Kawalerna in Flanke prawo!“ Bald rief er: „Winkt uns Panie Kapitannie zurückgehen!“ Schließlich heuchelte er: „Hob ich Bluten an die Najenn, Herr Feldwebel!“ Es half ihm alles nichts. Aselmeyer besetzte die Kiesgrube, und Paschollek mußte sich neben ihn legen. Vorsichtig ängte der Vize über den Grubenrand.

„Richtig! Da sind sie!“ entfuhr es ihm. Was er sah, war eine Kolonne Rübenmädchen von der Domäne. Sie hackten singend und schwatzend den Boden und bewegten sich langsam auf die Kiesgrube zu.

Das Fernglas kam nicht mehr von Aselmeyers Augen. „Näher heran, Gesellschaft!“ knurrte er. „Ich werde Euch packen! — Habt Ihr sie nun an oder nicht? — Verflixtes Regenwetter! Man erkennt es nicht! — Na, Du schöne, runde Marianka! Du hast — Du hast — ach Mädel, ich liebe Dich! Kocham Ci! So sagt man in Deine edle Sprache.“

Stanislaus Paschollek war während der Beobachtungen Aselmeyers sehr unruhig geworden. „Herr Feldwebel — wollen der Herr Feldwebel nicht libber schreiben ein Meldung an Bataillon?“ — „Richtig, mein Junge!“ lachte Aselmeyer, und dann schrieb er: „Rübenberg. Ostabhang. Kiesgrube. 8 Uhr V. Vom Feinde nichts Neues. Die Kgl. 3. Hosen sind alle in Anmarsch. Ich werde ihnen angreifen. Aselmeyer.“

Als der Bataillonskommandeur die Meldung gelesen hatte, rief er den Hauptmann heran. „Ihr Vizefeldwebel ist verrückt geworden!“ — „Ich glaube nicht, Herr Major, muß aber zur Aufklärung melden, daß er seit Monaten auf der Jagd nach seinen gestohlenen Kammerhosen ist. Es scheint, er hat sie entdeckt!“

„Die Hosen? Wo? Auf dem Rübenberge? In seiner Kiesgrube?“

In diesem Augenblick kam schon eine zweite Meldung. „Rübenberg. Ostabhang. Kiesgrube. 8 Uhr V. Vom Feinde nichts Neues. Damit, daß die Kgl. 3. Hosen nicht können ausknesfen, bitte ich um Verstärkung.“

„Wollen selbst sehen, was da los ist!“ entschied der Kommandeur und galoppierte mit dem Hauptmann der Kiesgrube zu. Aber noch ehe er ankam, stürzte Aselmeyers Gruppe unter gellendem Hurra mit aufgepflanztem Seitengewehr aus dem Versteck hervor und attackierte die Rübenmädchen, die kreischend entfliehen wollten.

„Stoj, cicho!“ (Stillgestanden!) brüllte Aselmeyer, und im Nu waren die Mädchen umringt, die sich merkwürdigerweise alle wie auf Kommando in die Hufe setzten.

„Vizefeldwebel! Mensch! Was machen Sie denn da!“ herrschte der Major den siegreichen Aselmeyer an. „Wollen Sie die Mädchen wohl sofort freilassen!“

„Herr Major, es ist besser, daß ich ihnen festhalten tu!“ keuchte der Vize, ganz rot im Gesicht vor Erregung. „Die Mädel haben nämlich — haben nämlich die Hosen an!“ — „Unsinn!“ — „Zu Befehl! Aber unsere Hosen, die haben sie doch an!“ Und dabei gab er der Marianka einen Stoß. „Krof pospieszny! Marsz! Marsz!“ (Laufschritt, marsch, marsch!)

Marianka war sehr militärfromm. Sie gehorchte und trabte an. Und da sah man sie, eine richtige Soldatenhose mit roter Biese, die in derben Schmierstiefeln steckte. So hatten sich die Mädel vor den Unbilden des kalten Maitages geschützt.

Aselmeyer triumphierte, und durch sein zehnmal wiederholtes Kommando wurde das Vorhandensein aller zehn Hosen festgestellt.

„Rühr sie!“ (Rührt Euch!) donnerte der Feldwebel, und dann bekam er in Anlehnung seiner polnischen Sprachkenntnisse die Erlaubnis, die heulenden Mädchen zu verhören. Was da herauskam, überraschte nicht. Freund Paschollek war der gütige Geber gewesen. Er zierte sich auch nicht mehr, es einzugestehen. Er hatte an einem Abend nach der Arbeit sich auf der Bekleidungskammer einschließen lassen, dann aus dem Fenster hinaus seiner wartenden Marianka die „Geschenke“ zugeworfen. Am anderen Morgen war er seinem geöffneten Gefängnis unbemerkt entschlüpft. —

Am heutigen denkwürdigen Abend saß Aselmeyer als wieder unernannter Kammerunteroffizier noch zu recht später Stunde in der Kantine. Von 12 Uhr an sprach er nur noch polnisch und erzählte gegen Morgen seine Hosenjagd zum dreißigsten Male.

Es waren zwei Königskinder . . .

Auftakt und Finale einer Tragödie. Von **Joseph Kuhnigk.**

Ein Wintertag des Jahres 1743 und ein Festtag. Das Volk feiert mit seinem großen König das Beilager der Prinzeß Ulrike mit dem König von Schweden. Eine bedrückende Fülle **herrscht** im Festsaal, ein Wogen und Lachen, ein Drängen, Sich-suchen, verworrene Worte inmitten schmetternder Fanfaren.

An einen Pfeiler gelehnt, die Hand am Degenknauf, blickt der Offizier vom Dienst über die laute Festtagsmenge hinweg nach der königlichen Tafel. Ist noch ein junger Fant, der Friedrich von der Trenck, aber ein schmucker, stattlicher Kerl, zu fünf Fuß und elf Zoll wie eine Blicke hochgewachsen. Biegsam und Rasch und keck dabei, wie die Aepfel von seinem heimatlichen Schaknatlaken, da eben im alten Preußenland.

Die Mädels schauen zu ihm auf, führt sie der Strom an ihm vorbei, aus braunen und blauen Augen winkt ihm zärtliches Verlangen, das heimliche Spiel scheuchterner Täubchen unter der königlichen Ruhe eines stolzen Ritters.

Der Trenck achtet nicht des Glücks, das hier in der Menge tausendfältig für ihn blüht. Seine Augen schweifen unter dem Licht der glitzernden Kristallkronen zu den königlichen Gästen hin. Denn dort sitzt sie, der sein Herz gehört, die schönste im Kreis der hohen Hochzeitsgäste. Alle neigen sich huldigend vor ihr, dem Königskind, des großen Friedrichs jüngster Schwester. Hell, blitzend, wie ihre Augen, ist ihr Geist, sprühend ihr Witz, und Anmut paart sich mit ihrer jungen Schönheit.

„Oh die Prinzessin ihn wohl bemerkt hat?“ denkt der Trenck. Daß sie ihn kennt, das weiß er wohl, denn Preußens Hauptstadt war damals doch nur eine kleine Garnison. Und, dünkte es ihn recht, sie schaute ihn nicht ohne Wohlgefallen an, immer wenn ein gütiger Zufall sie sich begegnen ließ. Und der gute Junge war so beglückt, allein in dem Gedanken, er wollte ja nichts mehr als fühlen: ein Königskind, das hatte ihn lieb. Was sollte er denn weiter hoffen, ein armer Schlucker, der er war, ein simpler Gardeleutnant!

Er träumte weiter.

An der königlichen Tafel saß die Freude zu Gast. Der Preußenkönig war in bester Laune, und treffender Witz würzte das Mahl. Nur Prinzeß Amalie, der des jungen Gardeleutnant Sinnen galt, war etwas gereizter Stimmung, sie konnte sich in die allgemeine Freude nicht finden. Nicht daß sie das Glück der geliebten Schwester neidete, aber es war doch nun einmal etwas Schalendes in ihr, das sie nicht zu verwinden vermochte. Hing es doch mit der Brautwerbung zusammen, die ursprünglich an sie gerichtet werden sollte? Waren die religiösen Bedenken, die sie durch den Glaubenswechsel für sich befürchtete, und die sie veranlaßt hatten, die Fäden so zu lenken, daß die Werbung um ihre Schwester Ulrike erfolgte, nicht doch mehr erklärte Theorie? Sie kam darüber nicht mit sich ins Reine. Aber sie fühlte jetzt, angesichts der Vollendung ein brennendes Unbehagen, so als sei ihr liebereiches Herz durch ein übervorsichtiges Denken zu kurz gekommen.

Sie war in kapriziöser Stimmung. Nicht wortkarg, aber spitz. Die um sie saßen, fühlen schärfer denn je ihre pointierte Redeweise. Es schien etwas in der Luft zu liegen, eine Kraft, die nur Herzen kennen, wenn sie jung sind, wenn ein erster Sturm, ein warmer Frühling sie erschlossen hat der einen Macht, aus der alles Leben quillt. Ein winziges Fünkchen genügt, die Kraft zu lösen. Ein einziges Fünkchen.

Um den Kornet von der Trenck staut sich plötzlich die Menge. Und einer redet ihn an:

„Der König, Herr Leutnant, sehr, der König gibt das Zeichen, die Tafel wird gleich zu Ende sein.“

„Schon gut,“ sagt der Kornet und erwacht nun erst aus seinem Sinnen. Er schiebt sich durch das Gedränge zu der königlichen Tafel hin, um eines Winkes von seinem Herrn gewärtig zu sein.

Da hört er, erst leise, verstohlen, dann stärker und ausgelassener ein Kichern und Lachen um sich, und wie er hinsieht, schauen sie alle auf ihn, die Mädchen und Männer, und Damen und Herren.

„Ja, was gibt es denn?“

Und dann sieht er plötzlich die Veränderung an sich. Hat ihn da ein Spitzbube gar lustig zugestutzt, ihm den hinteren Teil der rotsamtnen Superweste mit der reichen Krepinarbeit abgeschnitten.

Schon hat ihn auch der König gesehen und winkt ihn heran.

„Bon Element, Herr Leutnant!“ sagte er und lacht. „Er sollte wohl ein Auge für alles haben, aber für sich natürlich auch!“

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120414022/fragment/page=0002